

Vom Menschenbild der Menschen

Ein Wellensittich, der sich im Spiegel sieht, erkennt sich darin nicht und meint also, einen Artgenossen vor sich zu sehen. Abgesehen vom Menschen sind nur Menschenaffen und Krähen in der Lage, sich selbst im Spiegel zu erkennen. Dies bedeutet allerdings nicht, jene würden Bilder sehen; denn zeigt man ihnen unmittelbar nach ihrem Stehen vor dem Spiegel Fotos oder Videoaufzeichnungen ihres soeben noch erkannten Selbst, so sehen sie auf den Bildern: Gar nichts! Alleine der Mensch ist befähigt, Bilder zu fixieren, herzustellen und zu erkennen, und es ist dieses auch die einzige Eigenschaft, die ihn grundsätzlich von allen anderen Tieren unterscheidet. Damit bildet das Bild – und nach und mit diesem alle anderen symbolischen Formen – die *differentia specifica* des Menschen.

Durch seinen doppelten Genitiv ist das Bild des Menschen zwangsläufig in sich gespalten. Denn es sind Menschen, die sich Bilder vom Menschen machen: Subjekte (Menschen), die mit einem Prädikat (einer Vorstellung vom Menschen) einen Gegenstand (den Menschen) betrachten. Kommt eine räumliche oder zeitliche Differenz hinzu, so multipliziert sich die Brechung des Bildes vom Menschen. Ein Ureinwohner hat ein anderes Selbst- und Menschenbild als der ihn betrachtende Ethnologe, woraus sich logischerweise eine Vielzahl von Menschenbildern ergibt: das Bild des Ethnologen von der Menschheit, von sich selbst sowie

vom Ureinwohner, das gleiche vice versa und ferner sämtliche Kombinationen: das Bild vom Bild, das der jeweils andere sich von einem selbst macht etc. Da wir nun nicht einen Ethnologen und einen Ureinwohner, sondern viele Völker auf beiden Seiten haben, ergeben sich hieraus ganze Museen von Menschenbildern. Noch vielschichtiger ist das Menschenbild in der Zeit. So geht unser heutiges Menschenbild zweifellos auf die Renaissance zurück, welche sich ihrerseits auf ein vermeintliches antikes Menschenbild berief, das sie jedoch auf die Antike nur zurückprojizierte. Überdies mischen sich in das Selbstbild des Menschen Eitelkeiten: So mag subjektiv der Renaissance-Mensch ein humanistisches Menschenbild propagiert haben, objektiv war diese Epoche eine der brutalsten und inhumansten, die die Geschichte gesehen hat. Verblümt ist also das Bild vom Menschen (gespalten zwischen Narzisse und Narziss) – bei Caravaggio eine Spannung und bei Botticelli nur Kitsch.

Das Menschenbild erhält eine zusätzliche Doppeldeutigkeit, insofern die Bilder vom Menschen nicht nur deskriptive Abbilder, sondern immer sogleich auch normative Vorbilder sind. Menschenbilder sind eben nicht nur beschreibend, sondern auch zuschreibend und vorschreibend. Das Bild, das der Mensch vom Menschen zeichnet, ist somit immer intentional. Zeichne ich ein rousseausches Menschenbild als *homo homini bonus* oder ein hobbesches Menschenbild als *homo homini lupus*, so steckt, wie Nietzsche geargwöhnt hätte, immer auch eine Intention dahinter: Man malt den Menschen (deskriptiv) so, wie man ihn (normativ) gerne hätte. Da indes ferner der Mensch, wie Kant ihn sah, ein Wesen ist, welches sich seine Zwecke selbst setzen und dementsprechend handeln kann, da also der Mensch – kurz gesagt – ein freies Wesen ist,

Foto-Essay *Bildbühnen* von Arne Reinhardt, Foto 1



Editorial

Wir leben in einer Zeit der rasanten Auflösung und Umwertung humanistischer Wertvorstellungen. Heute sind es längst nicht mehr nur die Philosophen und Künstler, sondern zuvörderst Computerspezialisten, Medienleute, die Werbebranche und Gentechniker, die an einem Menschenbild des 21. Jahrhunderts mitzeichnen. Doch es sind nach wie vor besonders die Künste, die auf solche Umbruchprozesse seismographisch reagieren. Das war uns Anlass genug zu fragen: Was für ein Menschenbild prägt eigentlich die Musik des 20./21. Jahrhunderts? Und da die neue Musik in all ihren Ausdifferenzierungen ihren Botschaftscharakter weitestgehend aufgegeben hat, fragten wir weiter: Wie und wodurch entstehen solche Prägungen?

Eines ist allen gemeinsam, ob Kompositionen oder Klangkunst, Performanceart, Elektronik oder Improvisation – sie sind Ausdruck eines Menschseins in einer konkreten Zeit. Dieses Menschsein hinterlässt in jeder Art von Klanggestalten seine Spuren, auch wenn eine konkrete Inhaltlichkeit nicht festzumachen ist. Diesen Spuren versucht das vorliegende Heft nachzugehen – und führte zu erstaunlichen Erkenntnissen. So etwa, wenn der Philosoph Constantin Rauer einen faszinierenden Einblick in eine monströse Bilderparade gibt, die der Mensch – vom Homo sapiens bis in die Gegenwart – vom Menschen machte und die Gründe und Abgründe dahinter aufzeigt. Oder wenn die Musikwissenschaftlerin Helga de la Motte-Haber in der Klangkunst darauf aufmerksam macht, inwiefern sich Prägungen eines Menschenbildes in den Wahrnehmungsprozess hineinverlagert haben oder Julia Gerlach Körperbilder in der zeitgenössischen Musikpraxis aufzeigt. Oder wenn der Musiker Norbert Trawöger das Recht einfordert, einfach nur still sein zu dürfen – durch Musik ... Aber auch im kompositorischen Schaffen, handelt es sich um Klaus Huber oder John Cage, Helmut Lachenmann oder Dror Feiler, Dieter Schnebel oder Helmut Oehring finden sich heutzutage unterschiedlichste Positionen, die ein Menschenbild des 20./21. Jahrhunderts ausmachen. Lassen Sie sich überraschen von einer Vielfalt und von den Gegensätzen, zwischen humaner Botschaft und Anklage, Lärm und Stille, Selbstvergewisserung und Scheitern.

Ein Fotoessay von Arne Reinhardt – *Bildbühnen* – begleitet auch in diesem Heft in gewohnt hintergründiger und subtiler Weise die Texte. Und das Internet-Forum (<http://forum.positionen.net>) lädt Sie erneut dazu ein, diesmal über Menschenbilder in der Gegenwartskunst zu diskutieren.

(Gisela Nauck)

kann er in sich sehen und aus sich machen, was er will. Sieht man aber im Menschen – *ecce homo* – die Summe dessen, was er aus sich gemacht hat, oder – im Sinne des Übermenschen – das, was er noch aus sich machen könnte, so begibt sich das Menschenbild in eine Aporie: Denn freilich kann sich der Mensch für ein idealistisches oder materialistisches, religiöses oder säkulares, menschliches oder unmenschliches Menschenbild entscheiden. Derartige Entscheidungen setzen jedoch ein a priori bereits vorhandenes Menschenbild voraus, woraus wiederum erhellt, dass das Bild vom Menschen die Summe der Menschenbilder transzendiert. Das Menschenbild ist eben mehr und etwas anderes als der Mensch oder die Menschen.

II

Da unser heutiges Menschenbild auf Menschenbildern der Vergangenheit beruht oder aber sich von diesen abgrenzt, da also eine Geschichte des Menschenbildes die Geschichte des Menschen durchzieht, sei diese hier kurz skizziert. Wir haben seit etwa sieben Millionen Jahren Hominiden; Affenmenschen, die sich im aufrechten Gang üben. Seit etwa zwei Millionen Jahren sprechen wir von der Gattung Homo.

Wir machen uns ein Bild vom Homo erectus: Seit etwa 1,8 Millionen Jahren ist er der erste vollständig aufrecht gehende Homo, er gebraucht Steinwerkzeuge, verfügt über das Feuer, geht zur Jagd und bevölkert seit etwa 1,6 Millionen Jahren den gesamten Planeten, mit Ausnahme des amerikanischen Kontinents. Das Bild aber, das wir uns vom Homo erectus machen, ist unser Bild: So, wie wir uns Bilder vom Universum, von Tieren und Pflanzen sowie von allen anderen Dingen machen. Denn Homo erectus war stumm, hatte offenbar kein Bild von sich oder von anderen Dingen, zumindest hat er uns keine Bilder hinterlassen. Somit unterscheidet er sich noch nicht wesentlich von Schimpansen und Krähen und kann streng genommen auch noch nicht als Mensch bezeichnet werden – zumindest nicht, wenn man den Menschen als Homo pictor oder Homo symbolicum befreift.

Der erste Mensch, der Bilder macht, ist Homo sapiens, und er macht Bilder auch nicht von Beginn seines Auftretens an (etwa seit -150.000), sondern erst relativ spät, nämlich erst nach seiner Ankunft in Europa (-40.000). Mit dem nachfolgenden Jungpaläolithikum, der jüngeren Altsteinzeit (-40.000 bis -12.000), vollzieht sich gattungsgeschichtlich der iconic 3

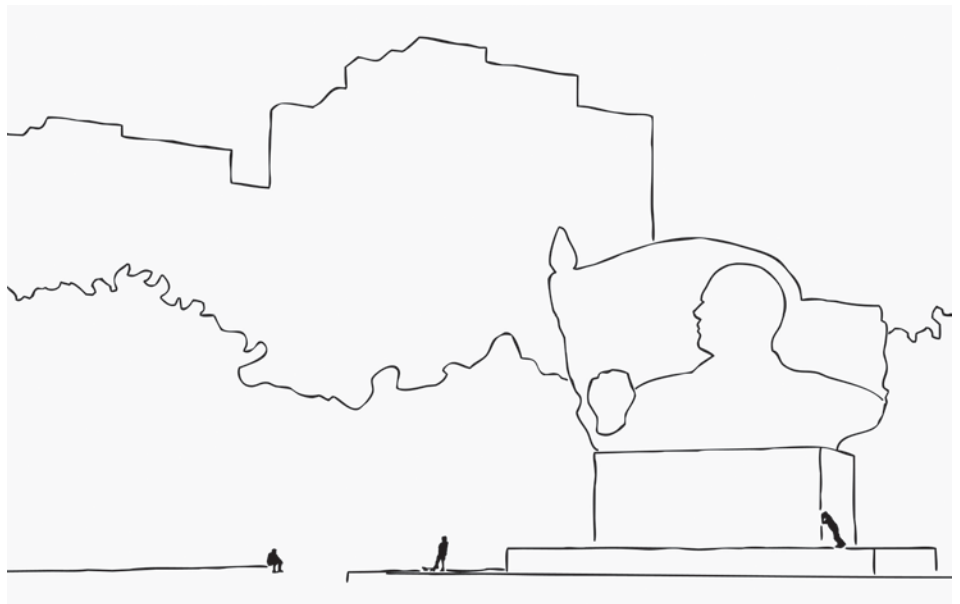


Foto-Essay: Bildbühnen

Bilder sind Bühnen. Sie befinden sich in uns und brauchen uns zum überleben. Gelegentlich dringen sie nach außen und verändern sich dabei. Dringen sie nach innen verändern sie uns, so die Bilder stark genug und wir offen für sie sind. Feste Bilder geben uns Halt. Zu feste Bilder lassen uns verbrennen. Bilder stellen Beziehungen dar zwischen dem, wonach ich mich sehne und dem, was ich wahrnehme. Manchmal vermischen sich diese. Sie sind aus Klang, Helligkeit, Lautstärke, Größe, Temperatur, Schmerz etc. Kontraste verstärken den Eindruck eines Bildes. Zu viele Informationen auf einmal verwirren. Zu wenige erschweren Entscheidungen. Zwischen hohem und niedrigem Kontrast liegt das optimale Bild. Menschenbilder sind eng mit Zeit verbunden. Starke Bilder sind Liebe und Macht; sie zu verstehen ist Freiheit.

In diesem Fotoessay entstanden Bilder von Menschen an öffentlichen Plätzen. Graphisch liegen sie zwischen Fotografie und Zeichen. Themen von inneren Bildern wie sie wohl in jedem von uns vorhanden sind, werden im zweiten Teil des Essays dargestellt.

Arne Reinhardt

turn des Homo und mit diesem seine eigentliche Menschwerdung. Zu jener Zeit entfaltet sich, wie aus einem Guss, die gesamte Welt der Bilder: zweidimensionale und dreidimensionale, figurative und abstrakte, statische und bewegte – es war von vornherein alles da. Mit der Eiszeitkunst unterscheidet sich Homo pictor sapiens grundlegend von seinen Vorgängern: Durch seine Bilder können wir uns heute

4

von sich und den Dingen hatte. Dass er Jenseitsvorstellungen und Religion besaß, Kulte und Rituale pflegte, wie er jagte und lebte und welche Ängste ihn plagten, all dies teilen uns seine Bilder mit. Und mit diesen beginnt die Historie der Menschheit; jene Geschichte nämlich, die der Mensch von sich selbst und über sich selbst erzählt und bis heute weiter erzählt: der lange Film des Bildes vom Menschen.

Die ältesten Menschendarstellungen der Menschheit stammen aus einem Gebiet, das sich heute in Deutschland befindet – genauer: aus zwei Eiszeithöhlen in zwei Seitentälern der oberen Donau, dem Lonetal sowie dem Achtal auf der Schwäbischen Alb, ganz in der Nähe von Ulm. Sie entstammen der ältesten Kultur der Menschheit, dem Aurignacien, und sind zwischen 35.000 und 40.000 Jahre alt. Es handelt sich um zwei Statuetten aus Mammutelfenbein; eine 30 cm hohe männliche Figur, den so genannten Löwenmenschen aus der Höhle Hohlenstein im Lonetal (1939 gefunden, 1969 entdeckt und rekonstruiert, 1988 richtig rekonstruiert), sowie um eine sechs Zentimeter hohe weibliche Figur, die so genannte Schwäbische Venus aus der Höhle Hohle Fels im Achtal (welche im September 2008 gefunden und nach ihrer Publikation im Mai 2009 in *Nature* zur Weltsensation wurde). Beide Figuren weisen eine Eigentümlichkeit auf: Sie haben kein Gesicht! Die Schwäbische Venus hat überhaupt keinen Kopf, und der Löwenmensch hat anstelle des Menschenkopfes einen Löwenkopf.

Damit sind Adam und Eva des Menschenbilds paradigmatisch für die gesamte Ikonographie der Menschendarstellungen des Jungpaläolithikums; vorbildlich also für die ersten 25.000 Jahre Repräsentationsgeschichte. Die

Menschendarstellungen zeichnen uns alle das gleiche Bild: Es fehlt das menschliche Antlitz! Frauen und Männer werden getrennt dargestellt und mit unterschiedlicher Ikonographie. Bei den gezeichneten tanzenden Frauengruppen fehlen Hals und Kopf ganz, und auch die meisten Statuetten bestehen nur aus einem Torso. Andere Frauenköpfe werden durch einen Ball abstrahiert oder durch einen stilisierten verlängerten Hals. Wo es Köpfe gibt, da ist das Gesicht verschleiert: durch eine Haartracht, die das gesamte Antlitz verdeckt, durch Helme oder Masken. In ganz seltenen Fällen kommt scheinbar ein Gesicht zum Vorschein; doch bei näherem Hinsehen handelt es sich auch dabei um Masken. Ebenso gesichtslos sind die Männer. Jäger und Krieger werden ganz ohne Oberkörper und, wenn sie sterben, mit einem Vogelkopf gezeichnet. In späteren Zeiten (seit -10.000), in der so genannten Rock art (der Felskunst, die sich mit einer erstaunlich ähnlichen Ikonographie über den gesamten Globus zieht), finden wir auch bei Jägern und Kriegern die Ballköpfigen wieder. Überdies gibt es bei den Männern einen Typus, der bei den Frauen fehlt: die so genannten Dämonen; Mischwesen, die einen Menschenkörper und einen Tierkopf haben. Die Tierköpfe variieren (Löwe, Vogel, Mammut, Ziege, Hirsch, Bison, Stier), sind meistens gehörnt und werden gelegentlich auch Teufelchen genannt. In den Tierköpfen sieht man Masken, die Tierköpfigen werden als Magier oder Schamanen interpretiert. Nur in äußerst seltenen Fällen wird dieses jungpaläolithische Verbot der Gesichtsdarstellung durchbrochen, dann jedoch sogleich zensiert: so bei den etwa achtzig Gesichtern auf den Platten von La Marche, die bis zur völligen Unkenntlichkeit überkritzelt wurden.

Ohne auf dieses Tabu hier näher einzugehen, sei Folgendes bemerkt. Der Mensch des Jungpaläolithikums ist der erste Homo, welcher weiß, dass er kein Tier mehr ist (dies belegen auch die Affendarstellungen von Les Combarelles). Er weiß, dass er sich in erster Linie durch sein Bewusstsein, seinen Kopf und seine Gesichtsausdrücke von den Tieren unterscheidet. Und trotzdem will er gerade sich selbst nicht sehen: tabu ist das direkte Spiegelbild, das Portrait oder Selbstportrait sowie das Aug' in Aug' von Mensch zu Mensch. Anstelle dessen werden die menschlichen Eigenschaften wie in einer Fabel auf die Tiere projiziert. So gibt es ein – nahezu menschliches – von Angesicht zu Angesicht zwar zwischen Tier und Tier sowie auch zwischen Mischwesen und Tier, niemals jedoch zwischen Mensch und Mensch.

Was wir hier vorfinden, ist das älteste und bedeutendste Tabu in der Geschichte der Menschendarstellung, und es hat sich, weit über die Steinzeit hinaus, erstaunlich hartnäckig in gewissen Bereichen bis heute gehalten. Die Theriokephalen, also die Tierköpfigen, sind uns noch von der Micky Mouse, die Ballköpfigen aus der klassischen Moderne und dem Surrealismus, die Gesamtgesichtsverschleierung der Frau aus gewissen Teilen des Islam bekannt. Man denke ferner an die Vermummung durch Maskierung bei Militär, Polizei, Henkern, Gefangenen, Hinzurichtenden, bei Räubern und Demonstranten, beim Karneval und anderen Festen sowie bei öffentlicher Sexualität. Gesichtslos zeigen sich die Menschen also mitunter auch heute noch jedes Mal dort, wo es um die Verschleierung von Identität bzw. um die Herstellung von Anonymität geht.

Menschliche Gesichter treten erstmals mit dem Neolithikum (-10.000 bis -5.500) in Erscheinung und verbreiten sich mit den antiken Hochkulturen (-3.000 bis 500). Diese menschlichen Gesichter sind indes keine Gesichter von Menschen, sondern gehören zunächst zur Umkehrfigur der Dämonen, zu den so genannten Monstern (Figuren mit einem Tierkörper und einem Menschengesicht). Die Dämonen sind nicht verschwunden (siehe die ägyptischen Götter Horus und Seth oder die Kynokephalen, die Hundsköpfigen, die sich von der Felskunst der Sahara bis ins Mittelalter ziehen), sie werden jedoch von den Monstern (siehe die Sphinx oder den Zentaurus) mehr und mehr verdrängt. Bereits mit dieser Umkehrung verselbständigt sich die Darstellungskultur des Menschen und gerät damit auch in eine Selbstvergessenheit: Schon zu Sophokles' Zeiten wissen die Griechen nicht mehr, woher diese Monster stammen und was sie bedeuten sollen. Der Mensch erhält nun zwar einen Spiegel, steht diesem jedoch fremd gegenüber. Als Ödipus vor der Sphinx stand, wusste er nur, die Pest der Stadt Theben kommt von diesem Ungeheuer, und als er ihre Frage (Was das sei, das erst auf vier, dann auf zwei und schließlich auf drei Beinen laufe) scheinbar richtig (mit: der Mensch) beantwortete, hatte er ihr Rätsel doch nur zur Hälfte gelöst (denn die Pest kam wieder). Auch die anderen menschlichen Gesichter der Antike sind keine Gesichter von Menschen, sondern – wie im Falle der Pharaonen – das Antlitz der Götter. Die ersten Menschenbilder, die ein Gesicht zeigen, waren arbeitende Sklaven; doch diese befanden sich in Pharaonen-Gräbern und waren somit für Sterbliche nicht sichtbar. Das christliche Mittelalter (500 bis 1400) stellte diese Praxis zwar auf den Kopf, indem nun 5

der Gott menschlich und damit das Menschenportrait möglich wird; es bleibt jedoch auch hier beim Tabu, insofern die Ikonen nicht nach dem Heiligen, den sie darstellen, sondern nach göttlichem Bild geformt sind. Halten wir fest, dass während der ersten 35.000 Jahre Repräsentationsgeschichte das menschliche Selbstbild strikt vom Menschen unterschieden war. Wir können auch mutmaßen, warum: Bis dahin war das Bild vom Menschen in erster Linie Vorbild (ein Tiermensch, ein Gott oder ein Heiliger) und konnte und durfte gerade darum nicht menschlich sein.

III

Grundlegend ändert sich dies mit der Renaissance. Es ereignet sich nun eine gewaltige Verschiebung: vom betrachtenden Menschen zum betrachteten, vom theozentrischen zum anthropozentrischen, vom metaphysischen zum naturwissenschaftlichen sowie vor allem vom geistigen zum körperlichen. Als Paradigma für die gesamte nachfolgende Neuzeit und Moderne gilt *Der vitruvianische Mensch* (1492) von Leonardo da Vinci. Er zeichnet das Menschenbild als Quadratur des Kreises (homo ad quadratum in homo ad circulum) und stellt somit das Individuum in die Proportionen kosmischer Harmonie. Alleine durch den Spiegel der *Doctrina humanae naturae* erfährt das humanistische Menschenbild sehr schnell eine Serie von narzisstischen Kränkungen. Die kopernikanische Wende rückt das Menschenbild vom Zentrum in die Peripherie, der Materialismus der Aufklärung zeichnet – mit Helvetius zu sprechen – das Bild von einem *Homme machine*, und nach Darwins Evolutionstheorie lässt sich ein Unterschied zwischen Mensch und Plankton kaum noch feststellen. Es ist dies eine bemerkenswerte Entwicklung: Just dort, wo das Menschenbild scheinbar zu sich gekommen ist (in seinem naturwissenschaftlichen Spiegel), erfährt es seine größte Erniedrigung ... und Selbstauflösung.

Wir finden heute bei Google 52.300.000 Einträge in 0,37 Sekunden zum deutschen Wort Mensch; ein Mensch bräuchte 234 Jahre, wenn er mit je 3 Minuten pro Link allein die deutschen Einträge zum Menschen der Reihe nach anklicken wollte. Zu Recht hat daher Claude Lévi-Strauss bereits im Humanismusstreit vorgeschlagen, man solle doch besser von Entropologie als von Anthropologie sprechen. Tatsächlich beobachten wir heute, wie das Bild vom Menschen sich in seine einzelnen Pixel und damit in Nichts auflöst: In einem von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften initiierten *Humanprojekt 3* zum Thema

6 *Was ist der Mensch?* (2008) meint eine Vielzahl

von achtzig führenden deutschen Wissenschaftlern, Politikern und Philosophen, heute sei diese Frage nicht mehr beantwortbar; die meisten anderen zeichnen ein reduktionistisches Menschenbild – im Stil: Der Mensch unterscheidet sich von nicht-menschlichen Primaten ... durch das Broca-Hirnareal.

Diogenes bereits lief, wie man weiß, am helllichten Tag mit einer brennenden Laterne über den Marktplatz und antwortete einem jeden, der ihn fragte, was er denn da mache: Er suche den Menschen! Da nun aber heute sämtliche Lebensbereiche (Wissenschaft, Meinung, Politik sowie vor allem auch das Menschenbild selbst) auf dem Markplatz gelandet und vom Homo oeconomicus ergriffen worden sind, ist es schwer geworden, sich noch ein Bild vom Menschen zu machen. Es ist dunkel geworden um den Menschen – im Flutlicht seiner Bilder.

Die heutige Verbildlichung des Menschen beruht nicht mehr auf dem realen Bild eines maskierten Menschen und auch nicht mehr auf dem maskierten Bild eines realen Menschen, sondern: Der Mensch selbst ist Bild – innerlich wie äußerlich, bis in die letzten Pixel seiner Gene. Das Ultraschallbild entscheidet über Sein oder Nicht-Sein des neuen Lebens, das Hirnstrombild über den Tod und der Videofilm über die Biographie dazwischen. Den Ersten Menschen auf dem Mond (1969) kennen wir zwar nur vom Bild, doch wäre dieses ohne Computeranimation nicht konzipierbar, simulierbar und realisierbar gewesen. Heute wird das gesamte Leben am Bildschirm entworfen: das Auto ebenso wie das Navigationssystem. Der Mensch muss nicht mehr ins Netz gehen, er trägt die gesamte Online-Welt in seiner Tasche mit sich herum. Er sieht unentwegt Bilder und macht unentwegt Bilder; das ganze Leben ist ein einziger Film, virtuell und doch real. Jedermann ist Regisseur und jede Frau Schauspielerin (wie auch im Rollentausch); der Mensch ist längst selbst zum Filmprodukt geworden: sichtbar und schön, fit und sexy, mit strahlend weißen Zähnen! Denn da Bilder nun mal optisch sind, so ist der Körpermensch das ideale Bild und der Leistungssportler der Prototyp des idealen Menschen. In seinem Gefolge stehen auf Platz zwei Lara Croft und Iron Man, auf Platz drei Michael Jackson (f) und Madonna (m), gefolgt von Silikonfrauen und Anabolikamännern in Scharen. Körper sieht man auf den Bildern und die Bilder in den Körpern; geformt sind sie und tätowiert, um mit dem Körperzeichen Bild zu sein. So wird die Realität des Menschen geschaffen ... nach seinem Bilde.

Am Menschenbild der Zukunft arbeiten bereits die Lebens- oder Biowissenschaften,

neudeutsch: Life sciences. Hirnforschung und Humangenetik sind emsig und mausig mit der Entschlüsselung des Codes beschäftigt! Genaueres weiß man zwar noch nicht, aber an der Börse steht der neue Mensch bereits hoch im Kurs, denn vielversprechend scheint die Rendite der neuen Menschenpatente. Gemunkelt wird von einem völlig neuen Typus Bild, von einem Bild vom Bild; vom Bild als exakte genetische Kopie, kurz Klon. Das neue Bild, heißt es, biete unbegrenzte Möglichkeiten: Man könnte aus Schafen Menschen und aus Menschen Schafe machen, aus einem Menschen Serien oder aus vielen Serien einen. Man könnte den Menschen in seine Teile zerlegen, daraus Ersatzteillager anfertigen und ihn ganz neu zusammensetzen, ohne Krankheit und ohne Tod. Der Neandertaler würde wieder auferstehen; man selbst könnte sich so lange klonen, bis man lebend unsterblich ist, und sich dann Jahrhunderte lang mit einem Philosophen-Klon streiten ... über: Was ist der Mensch, und wenn ja, wie teuer?

Mit dem Menschen im Zeitalter seiner biotechnischen Reproduzierbarkeit scheint das verwirklicht, was Nietzsche im § 125 seiner *Fröhlichen Wissenschaft* den Tollen Menschen nannte. Verrückt ist dieser an sich selbst geworden, weil er sich in seinem Image verlor. Das Bild wurde zur Kopie, und irgendwann wusste niemand mehr: von was? Warum eigentlich hat Schwarzenegger nie Frankenstein gespielt? ■

Info: www.swr2.de/donaueschingen

Donaueschinger Musiktage

16.–18.10.2009

Das mäandernde Orchester

- Orchester Environment | *Mathias Spahlinger*
- Musiktheaterinstallation/Stationen für Schauspieler, Sänger, Chor und Orchester-Mäander | *Manos Tsangaris*
- Orchesterwerke | *Beat Furrer, Salvatore Sciarrino, Rolf Riehm*
- Kammermusik mit live-Elektronik | *Franck Bedrossian, Raphaël Cendo, Dai Fujikura, Jimmy Lopez, Christopher Trebue Moore*
- SWR2 NOWJazz Session | „Sound & Space“
- Klangkunst | *Bernhard Leitner, Robin Minard, José Antonio Orts, Jens-Uwe Dyffort/Roswitha von den Driesch*
- Studentenworkshop

SWR2
SÜDWESTRUNDFUNK

arnold van sienem
musikstiftung

gefördert durch

Landesjugend
Kultur